

Oberst Redl und sein Schatten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **19 (1951)**

Heft 1

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567344>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

leisten. Es kann zwar noch Jahrhunderte dauern, bis das Menschenrecht für alle begriffen und anerkannt wird. Das spielt keine Rolle.

Legen wir Stein auf Stein für einen Bau, den kein politischer Gegner und kein halbgebildeter Mediziner, kein Winkel-Psychiater und kein spiessiger Richter mehr stürzen kann. Aber wir müssen diese Steine legen, Du und ich, nicht andere, und nicht erst übermorgen und später, sondern heute. —
Rolf.

Oberst Redl und sein Schatten

Caesar von Arx hat vor Jahren in seinem Drama «Opernball 13» *) in taktvoller und menschlich sympathischer Form den «Fall» des Oberst Redl auf die Bühne gebracht, der ein Problem aktuell werden liess, das für uns immer von Bedeutung sein wird, das der Erpressung. Es ist schon übel genug, wenn ein Homosexueller von Erpressern um Hab und Gut gebracht wird. Es ist aber unendlich schlimmer, wenn er, wie das dem österreichischen Generalstabsoffizier geschah, der das Vorbild zu Caesar von Arx' Bühnengestalt bieten musste, wegen seiner Veranlagung in einen seelischen Konflikt hineingetrieben wird, der ihn zum Verbrecher macht, nicht im Sinn einer willkürlichen, den biologischen Erkenntnissen widersprechenden Gesetzgebung, die wir nie und nimmer als innerlich verbindlich anerkennen können, sondern auf einem Gebiete, wo es um die höchsten Dinge des Menschen geht, um sein Vaterland und die Sicherheit seiner Mitbürger.

Oberst Alfred Redl war vor dem ersten Weltkrieg zum Leiter der geheimen Nachrichtenabteilung im k. und k. Generalstab aufgestiegen, unzweifelhaft auf Grund einer ganz ungewöhnlichen Begabung. Er überwachte ein ausgedehntes Netz von Spionagevorkehrungen, das sich vor allem über ganz Russland erstreckte und führte gleichzeitig im Innern Oesterreich-Ungarns den Abwehrkampf gegen die russische Spionage, die schon unter der Herrschaft des Zarismus einen gewaltigen Apparat aufgebaut hatte. Eines Tages fanden die russischen Spione heraus, dass ihr gefürchteter Gegner, Oberst Redl, eine «menschliche Schwäche» hatte. Er war homosexuell. Die berufsmässige Beschäftigung mit Spionage ist wahrscheinlich nicht geeignet, den Sinn für menschlichen Anstand zu schärfen. Jedenfalls scheuten sich die russischen Offiziere, die damit zu tun hatten, nicht, den Gegner mit einer Methode anzufassen, die vermutlich auch in ihren Kreisen in jedem andern Fall nicht nur als höchst unanständig, sondern als niederträchtig und verbrecherisch betrachtet worden wäre. Sie drohten ihm mit «Enthüllungen aus dem Privatleben». Oberst Redl hätte nun wohl die Möglichkeit gehabt, durch einen Selbstmord allem weiteren auszuweichen — es liesse sich mit guten Gründen die Meinung vertreten, dass das eigentlich seine Pflicht gewesen wäre. Andererseits hätte er vielleicht auch dem Skandal trotzen können — wir wissen nicht, wie weit Caesar von Arx auf tatsächliche Verhältnisse zurückgriff, wenn er seinen «Helden» in erster Linie aus Rücksicht auf einen andern Offizier, der unvermeidlicherweise in den Skandal verwickelt worden wäre, schuldig werden lässt. Bei den damals in Wien herrschenden Verhältnissen hätte auch das dem Obersten nur die immerhin noch halbwegs «ehrenhafte» Möglichkeit des Freitods offen gelassen. Alfred Redl war kein dramatischer Held. Er gab der Erpressung nach, er wurde zum Verräter an seinem Vaterland und an sich selber, er lieferte elf Jahre lang den Russen alle militärischen Nachrichten, die sie forderten, sogar den selbstverständlich als allergrösstes

* Vergl. Nr. 1 1941.

Geheimnis behandelten Plan zum Aufmarsch der k. und k. Armeen gegen Russland. Die entsetzlichen Folgen wurden offenbar, als der Krieg ausgebrochen war. Es entsprach den Standessitten des Offizierskorps, dass man dem Obersten, der zum Verräter geworden war, die Möglichkeit bot, sich selber eine Kugel durch den Kopf zu schiessen. . . .

Diese Dinge haben leider gerade jetzt wieder eine unheimliche Aktualität erhalten. Im Zuge der Jagd auf heimliche Kommunisten, die in den Vereinigten Staaten vor sich geht und der man trotz der manchmal abstossenden und geradezu hysterischen Formen, die sie annimmt, doch keineswegs die Berechtigung absprechen darf, ist es, worüber hier schon kurz berichtet wurde, auch zu einer «Säuberung» der Regierungsämter von verdächtigen Leuten jeder Art gekommen. Dabei gelten sexuell abnormale Personen, vor allem Homosexuelle, ohne weiteres als «unerwünscht», was nun in einem Bericht eines Untersuchungskomitees des Bundessenats ausdrücklich mit einem Hinweis auf den Fall Redl begründet wird. Seit im Februar 1950 der stellvertretende Unterstaatssekretär im Staatsdepartement, John Peurifoy, dem Kongress kurzerhand erklärte, sein Departement habe 91 Beamte wegen Homosexualität entlassen, ist es über dieses Thema in der amerikanischen Oeffentlichkeit nicht mehr still geworden. Daneben aber machte sich eine aus sieben Senatoren bestehende Kommission daran, die Verhältnisse in der Armee, wo man die Homosexuellen schon früher mit grösster Energie «auskämte», in der Zivilverwaltung zu untersuchen. Der Bericht dieser Kommission stellt nun fest, dass vom 1. Januar 1947 bis zum April 1950 insgesamt 4954 Homosexuelle im Dienste des Bundesstaates festgestellt wurden, bei einem Gesamtpersonalbestand von etwa drei und einer halben Million. Der weitaus grösste Teil dieses Bestandes wird von der Armee gebildet und dem entspricht es, dass auch der grösste Teil — acht Neuntel — der Homosexuellen in den bewaffneten Streitkräften gefunden wurden. 574 «Fälle» betrafen Beamte und Angestellte der Zivilverwaltung; 69 Fälle sind noch unerledigt, die übrigen haben entweder zur Rehabilitierung der Verdächtigungen oder zu ihrer Entlassung geführt. Die grösste Zahl der «Fälle» betraf das Staatsdepartement (143), an zweiter Stelle stand die Veteranen-Administration mit 101 Fällen. In den Bureaux des Weissen Hauses wurde kein einziger Fall aufgedeckt. Dass das Problem der Homosexualität für die Armee mit ihrer militärischen Disziplin einen besonderen Aspekt aufweist, ist ohne weiteres zuzugeben. Der Bericht der Senatskommission weist daneben mit Nachdruck darauf hin, der Fall Redl beweise, dass «wenn Erpresser einen Homosexuellen mit der Drohung von Enthüllungen dazu bringen können, ihnen Geld zu zahlen, Spionageagenten die nämliche Art des Drucks anwenden können, um geheime Informationen zu erpressen. . . » *Die Senatskommission regt an, im Bundesdistrikt von Columbia, in welchem die Bundeshauptstadt Washington liegt, die Strafgesetze gegen «sexuelle Perversionen» und vor allem auch die Strafpraxis zu verschärfen.*

Solange das Bekanntwerden homosexueller Veranlagung oder Betätigung für den Betroffenen die Gefahr strafrechtlicher Folgen und die Gewissheit gesellschaftlicher Aechtung bedeutet, besteht unzweifelhaft die Möglichkeit, dass ein Homosexueller nicht nur von geldgierigen Erpressern, sondern auch von viel gefährlicheren Agenten eines fremden Staates aufs Korn genommen wird. Das ist auch schon lange vor dem Fall Redl einsichtigen Homosexuellen bewusst geworden; die freiwillige Selbstisolierung und Absonderung, die sich seinerzeit die «graue Eminenz» des Berliner Auswärtigen Amtes, Friedrich v. Holstein, auferlegte, hing unzweifelhaft damit zusammen. In zahlreichen Fällen haben sich prominente Homosexuelle aus diesem Grunde gescheut, die verantwortungsreichen Stellungen und Aemter zu besetzen, die ihnen auf Grund ihrer Leistungen gebührt hätten. Solange die Haltung des Staats und der Gesellschaft sich nicht gründlich ändert, bleibt dieses Problem in einem «fehlerhaften Kreise» verhaftet,

aus dem es keinen Ausweg gibt. Erst wenn ein Homosexueller darauf rechnen kann, dass auch im Staatsdienste seine Fähigkeiten und Leistungen ohne Rücksicht auf sein «Privatleben» eingeschätzt werden (solange er nicht gerade durch einen offenkundig liederlichen Lebenswandel einen Skandal provoziert, was auch einem «Normalen» passieren könnte), wird er einer Versuchung, wie ihr der Oberst Redl erlag, mit Sicherheit widerstehen. Solange das nicht der Fall ist, wird es in Zeiten echter oder vermeintlicher Landesgefahr unvermeidlicherweise immer wieder zu solchen Spannungen kommen wie jetzt in den Vereinigten Staaten. Es hat keinen Zweck, sich darüber zu entrüsten oder dagegen zu polemisieren. Damit ändert man leider an den tatsächlichen Verhältnissen nichts. *Aber es ist wohl angebracht, wenn man junge Leute, die vor der Berufswahl stehen, auf die Gefahren aufmerksam macht, die mit einer Karriere im Staatsdienste verbunden sein können, ganz besonders wenn sie nach aussen hin erfolgreich verläuft.* In solchen Fällen wird nämlich nicht nur die Aufmerksamkeit fremder Spionageagenten wach, sondern, was für den Verlauf in vielen Fällen entscheidend sein kann, auch die Missgunst solcher Kreise, deren sachliche Leistungen keinen Vorsprung gegenüber dem tüchtigen Manne begründen würden, dem man aus seinen «perversen Neigungen» einen Strick drehen kann. yx.

DER VORHANG FIEL

Von Rudolf Cyperrek

Er hatte den Namen Milosch. Seltsam genug und doch wieder so selbstverständlich. Denn wenn man diesen Namen aussprach, war man sogleich aus der Atmosphäre des äusseren Alltags herausgehoben, und wenn man ihn gar ausrief und der so Angerufene seinen Kopf umwandte und einen fragenden, immer unerlöst-wartenden Blick hersandte — dann war man gänzlich einer Gegenständlichkeit entrückt; und man war es mit allem: mit dem Herzen, mit den Sinnen, mit den Sehnsüchten . . . Ja, Milosch, du konntest nicht anders heissen. O weise Eltern, die ihr nicht den ungarischen Grossvater gleichen Namens vergessen hattet, und die ihr nicht vor lauter Entzücken nach der Geburt das Aussergewöhnliche dieser nachtschwarzen Augen übersehen hattet! So fand man deinen Namen. Ja, und der ganze Kerl war eben Milosch.

Hätte ich das nicht sagen sollen? War die Vorrede zu lang? Gewiss nicht. Denn der Klang eines Namens bedeutet nicht nur etwas mit dem Ohr zu Hörendes, nein, er setzt sich in uns um in eine bestimmte Vorstellung, die man sich von dem Träger des Namens macht; und nicht nur das, er lebt geradezu körperlich in uns fort. Man kann dann in einen Namen verliebt sein. Man kann ihn lieben. Nur den Namen — so töricht das sein mag. Und doch: Seht ihr nicht Milosch bereits vor euch? Habt ihr so sehr daneben gedacht, wenn ich euch nun verrate, dass zu den schwarzen Augen ein ebensolch schwarzer Haarschopf gehörte und — ach, ich brauche ihn gar nicht weiter zu schildern! Ihr wisst es schon, wie ein Junge von achtzehn Jahren ausschaut, und zudem, wenn er Milosch heisst und sich jemand findet, der über ihn eine Geschichte schreibt.